

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 24, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverwandt fl. 1.60). — Berlin und Wien, 15. December 1899. — Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverwandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Rachdruck verboten.

Den Muth, zu lügen.

Novelle von Fedor von Bobeltig.

(Schluß.)

Der General war in großer Uniform und sah mit seinem prächtigen weißen Bart, dem frischen Gesicht und der hohen, breit-schultrigen Gestalt ungemein stattlich aus. „Grüß Gott, mein lieber Engeström!“ — und er schüttelte dem Assessor mit Herzlichkeit die Hand, — „ich überfalle Sie zu etwas ungelegener Zeit, — hab' ich Sie in der Siefta gestört? — Nicht? — Na, Gott sei Dank, das tröstet mich einigermaßen! — Ich komme nämlich vom Kriegsminister, — daher mein Bräutigams-Aufzug, — und zufällig bei Ihnen vorbei, und da fiel mir ein, daß ich gern einmal etwas mit Ihnen besprechen wollte, was mir auf dem Herzen liegt, — schon seit einigen Tagen.“ —

Er stellte den Helm auf einen Seitentisch, nahm in einem Sessel Platz und nestelte etwas verlegen an seinen Handschuhen.

„Sie wissen, lieber Engeström“, begann er nach kurzem Hüfteln von neuem, „wie aufrichtig gut ich Ihnen bin, — na ja, was soll ich's verhehlen, — ich schätze Ihre Tüchtigkeit, Ihre Begabung, Ihr ehrliches, ideales Streben, Ihren ehrenfesten Charakter. Na ja!“ — Er hüftelte wieder. „Und sehen Sie, nun kommt noch dazu, daß ich Ihrem lieben guten Vater, meinem alten Carl Otto, zu innigstem Danke verpflichtet bin; ich lebte heute wahrscheinlich nicht mehr, wenn er mich nicht seiner Zeit unter der Gefahr, seinen eigenen tadellosen Ruf beschmutzt zu sehen, aus einer bösen Duell-Affaire mit einem gewohnheitsmäßigen Klopffechter herausgewickelt hätte! — Sie kennen ja die Geschäfte, lieber Eduard, — was soll ich mich da noch auf Weiterungen einlassen, auf unnötige Details! — Na ja!“

Er schlug mit den abgezogenen Handschuhen über seine Kniee und ließ den buschigen Schnurrbart durch die Finger gleiten, während Engeström ihm stumm und mit dem Ausdruck wachsenden Erstaunens auf dem blassen Gesicht gegenüber saß.

„Also zur Sache!“ — und der alte General richtete sich mit einem starken Ruck im Sessel empor. „Ich will mich kurz fassen, — na ja! Sagen Sie mir einmal ein ehrliches Wort, aber auf Handschlag, Eduard: hegen Sie — hegen Sie Interesse für meine Lia, — ich meine ein tieferes Interesse, — Sie verstehen mich —?“

Engeström wurde kreidbleich, und dann schlug es wie rothe Lohe über sein Gesicht. Seine Lippen bewegten sich mechanisch, aber antworteten nichts. Die Frage kam ihm so unerwartet, daß er vollkommen die Fassung verlor.

Auch der General wurde verwirrt und verlegen. Er war nicht zum Diplomaten geschaffen. Er schüttelte den Kopf und lächelte grimmig.

„Dumme Frage, nicht wahr?“ meinte er in seiner kurzen, knurrigen Weise. „Aber ich liebe die Offenheit, — das ist Soldatenart, — und in Lebensfragen am meisten! Ich möchte gern Gewißheit haben. Ab-

solute Gewißheit! Ich habe mir nämlich eingebildet, die Lia sei Ihnen nicht ganz gleichgültig, — mir kam es so vor, — mein Gott, ein Vaterauge sieht scharf, sehr scharf! Na ja, und da dachte ich: ach was, du fragst den Eduard einfach, fragst ihn, ob du dich täuschest oder nicht! Es ist nämlich noch einer da, der sich für die Lia interessiert, — auch ein wackerer Bursche, ein ganzer Kerl in seiner Art! Und der scheint es eilig zu haben, denn ich merke, daß er ihr in seiner verlist schneidigen Weise ganz höllisch den Hof macht. — Sie werden Sich ja denken können, wen ich meine, Eduard. — Na, — und seh'n Sie, da wollte ich Ihnen denn sagen, daß Sie Ihre dumme alte Schüchternheit

doch einmal über Bord werfen und Sich auch so ein bißchen an die Lia ranmachen möchten, denn wenn ich mir allein meinen Schwiegerohn auszufuchen hätte, Engeström, — ich sag's frei heraus: Ich würde Sie allen anderen vorziehen! So, — und weiter wollte ich nichts, und das unter uns!“ —

Der General schwieg und spielte nervös mit seinen Handschuhen und neigte den weißen Kopf, wie immer, wenn ihn die Verlegenheit packte, von einer Schulter zur andern. Engeström aber hatte sich in tiefer Bewegung erhoben. Der gütige alte Mann mit dem warm schlagenden Herzen unter der goldstrotzenden Uniform und mit dem hellen Augenpaar, — der kannte ihn.



Wann kommt der Weihnachtsmann? Nach dem Gemälde von Marie Simm.

Der war der einzige, der in sein Innerstes zu schauen vermocht hatte, der mit ihm fühlte. — Engeström nahm die Rechte Deeken's und preßte sie voll warmer Empfindung.

„Ich danke Ihnen, Excellenz,“ sagte er, nach Worten ringend, „ich danke Ihnen innigst, — o, tausend Mal! Und, — und da Sie mich fragen, ob ich ein — ein tieferes Interesse für Fräulein Via hege, antworte ich Ihnen: ja, ja, ja, — ja, ich liebe sie, — o, wie liebe ich sie!“ — und seine Augen wiederholten, was er sprach, — sie leuchteten durch Thränen.

Deeken zog Engeström an seine Brust. Auch er war bewegt. „So ist's recht,“ meinte er, während es um seine Mundwinkel zuckte, „so hab' ich es mir gewünscht, so wollt' ich's haben! Und nun Kopf hoch, Und nun tambour battant! Courage, Engeström! Fort mit der Diplomatie, und nach frischer Soldatenart drauf los! Wenn Sie Succurs brauchen, so finden Sie ihn allzeit bei mir, — bei mir und bei meiner Frau! — Was tausend, das ist doch nicht schwer, ein Mädchenherz zu erobern und einen störenden Nebenbuhler schlankweg aus dem Sattel zu heben?! Na ja, das ist doch nicht schwer?!“

Ja, — es war schwer, sehr schwer. Auch der General sah das ein, als er eines Abends im Laufe eines gemüthlichen Zwiesgesprächs mit harmlosem Lächeln zu seiner Tochter äußerte:

„Apropos, Liebling, was hast Du denn eigentlich gegen Herrn von Engeström? Es kommt mir vor, als feiest Du leithin ein wenig abweisend gegen ihn, — oder täusche ich mich?“

„Nein, Papa, es ist richtig,“ antwortete Via und erröthete dabei; „ich bin absichtlich kühler geworden, seit ich den Eindruck gewonnen habe, daß er sich mir zu nähern, — mehr zu nähern versuchte, als mir lieb ist.“

Das war ein um so härterer Schlag für den alten Herrn, als es ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß Via's Neigung für Herrn von Kriewel im Zunehmen war. Der General ärgerte sich darüber, — nicht, weil er den Rittmeister nicht hochschätzte, sondern weil er sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, in Engeström seinen Schwiegerjohn zu sehen. Engeström wäre ihm in der That der liebste Gatte für Via gewesen, denn abgesehen davon, daß er der Sohn dessen war, der ihm dereinst aus der peinlichsten Situation seines Lebens befreit hatte, hielt er die Zukunft seiner Tochter für gesicherter unter dem behütenden Einflusse des Assessor's, als unter der Schirmung des braven und ehrenwerthen, aber als leichtlebig bekannten Kriewel.

Qualvolle Tage hatte Engeström zu durchkämpfen. Bei seiner Schüchternheit und der Verslossenheit seines Wesens war es ihm schwer genug angekommen, dem Rathe des Generals, „Tambour battant“ vorzugehen, zu folgen. Als Via Deeken aber schon den ersten Versuch einer Annäherung seinerseits mit seiner Kühle zurückwies, da verzweifelte er gänzlich.

Er hatte sich krank gemeldet. Es war ihm nicht möglich, die laufenden Bureau-Arbeiten zu erledigen, — seine Gedanken kreiften immer und immer im gleichen Circle. — Er lag in seinem Zimmer auf der Chaiselongue. Eine dicke Wolldecke hüllte ihn ein; es fröstelte ihn, er fühlte sich auch physisch nicht wohl.

Ein leises und vorsichtiges Klopfen meldete Ujaj an. „Entschuldigen der gnädige Herr,“ sagte der Alte unter kurzer, ruckartiger Verneigung des Oberkörpers, „— da sind der Herr Rittmeister von Kriewel gekommen und wollen sich nicht gern abweisen lassen, — und da weiß ich nun nicht, wie der gnädige Herr darüber denken: ob oder ob nicht.“

Engeström warf die Decke von sich und richtete sich auf der Chaiselongue empor. Kriewel? — Was wollte der?!

„Laß' ihn herein!“ befahl er.

Herr von Kriewel streckte Engeström nicht, wie gewöhnlich, freundschaftlich die Hand entgegen, sondern verbeugte sich beim Eintritt in das Zimmer ziemlich formell. Der Assessor merkte sofort, daß sich sein glücklicherer Nebenbuhler in hoher Erregung befand.

„Pardon, daß ich störe!“ begann der Rittmeister; auf seiner intelligenten Stirn lagen dicke Falten, seine Stimme vibrirte. „Ich komme in seltsamer Angelegenheit, Herr von Engeström. Wollen Sie mir eine Frage, die ich an Sie zu richten habe, offen und ehrlich beantworten?“

„Wenn ich sie beantworten kann und beantworten darf, — ja!“

„Sie können und dürfen es! Sie müssen es sogar, denn das Glück zweier Menschen hängt von Ihrer Antwort ab!“ — Kriewel trat einen Schritt näher an

Engeström heran, und sein Auge bohrte sich in das des anderen. „Auf Ihr Ehrenwort, Herr von Engeström: Lieben Sie Fräulein von Deeken?!“

Das war die gleiche Frage, die einige Wochen vorher der General an Engeström gestellt hatte. Aber während er damals überrollen Herzens mit einem dreifachen Ja geantwortet hatte, schwieg er heute. Die beiden Männer standen sich fast eine Minute hindurch stumm gegenüber.

„Herr von Engeström,“ — Kriewel stieß die einzelnen Worte abgebrochen hervor, — „ich bitte, — antworten Sie mir!“

Der Assessor wandte sich um und schritt an seinen Schreibtisch. Er war sehr blaß, und in seinen Augen lag eine dunkle Gluth.

„Auf diese Frage habe ich keine Antwort,“ erwiderte er, „Sie hätten sich den Weg zu mir ersparen können, Herr Rittmeister!“

„O Gott!“ — und Kriewel hob verzweiflungsvoll die Hände, — „mißverstehen Sie mich doch nicht, Engeström! Wir waren ja einmal gute Freunde! Wir lebten ja immer im besten Einvernehmen! Mißverstehen Sie mich nicht! Ich fragte Sie doch nur, weil ich Sie fragen mußte, ob Sie — ob Sie wirklich Via lieben, oder ob der General aus irgend welchen Gründen uns die Wahrheit vorenthalten hat! Ob er nur so gesagt hat, um mich leichter los zu werden! — Hören Sie zu, Engeström: Fräulein von Deeken und ich, wir lieben uns. Das reicht schon lange zurück, aber erst vor kurzem ist es zur Aussprache zwischen uns gekommen. Wir können nicht mehr von einander lassen, nicht sie, und nicht ich. Wir lieben uns, — ich wiederhole es. Aber der General hat mich abgewiesen. Sie, — ja, Sie, Engeström, hätten ihn schon vor Wochen um die Hand seiner Tochter gebeten, und er hätte sie Ihnen zugesagt. Alte Verpflichtungen fesselten ihn an Ihre Familie, doch auch sonst wären Sie ihm der willkommene Schwiegerjohn. Nur Ihre plötzliche Erkrankung hätte bisher eine Aussprache mit Via verhindert, — kurzum, ich wurde abgewiesen, — zu Ihren Gunsten! So sieht's, Engeström: Begreifen Sie nun meine Frage? — Ja, ja, ja, ja, — Sie begreifen sie! Sie sind die Scheidewand zwischen zwei Herzen, — Engeström, haben Sie Erbarmen! Ich weiß nicht, was der General gegen mich hat. Ich glaube, er hält mich für einen leichtsinnigen Strich, und das bin ich wirklich nicht. Ich gelte dafür, aber ich bin besser als mein Ruf; nur eine thörichte Eitelkeit hat mir das Renommée eines galanten Schwerenöthers zugezogen. Und vor allem, — zum dritten Male: wir lieben uns! Engeström, — wollen Sie uns unglücklich machen?!“

Es sprach eine herbe Verzweiflung aus den rasch hervorgestoßenen Worten Kriewel's, — und was seine Lippen nicht sagten, das kündeten sein heißes Gesicht und die flackernden Augen.

Engeström vermochte nicht, ihn anzusehen. Er war schneeweiß geworden, und ein Zittern durchlief seine Gestalt. Halb abgewendet, die rechte Hand fest auf die Schreibtischplatte gestemmt, stammelte er endlich:

„Was — was soll ich — thun?!“

„Was Sie thun sollen?“ brauste der Rittmeister in freudiger Erregung auf. „Nur ein Wort sollen Sie sagen oder schreiben, — ein einziges Wort! Nichts weiter, als dem General erklären, daß er sich im Irrthum befindet, daß Sie seine Tochter nicht lieben! Mein Gott, ist denn das ein so hartes Verlangen? Kann Ihnen denn das so schwer fallen? Sie lieben sie ja nicht, — ich, ich liebe sie doch, und sie liebt mich wieder!“

Nun wandte Engeström sein bleiches Gesicht voll dem Sprechenden zu.

„Ist das wahr?“ fragte er.

„Ob das wahr ist? Ob sie mich wirklich liebt? — Sagte ich es Ihnen nicht? Oder, — o, Sie glauben meinen Worten nicht, Engeström! — Auch daran haben wir gedacht, — gut, gut, so sollen Sie es aus ihrem eigenen Munde hören, uns zwar sogleich, — sogleich!“

Er trat an das Fenster und ließ sein Taschentuch gegen die Scheibe flattern.

Einen Augenblick später trat eine verschleierte Dame aus dem der Wohnung des Assessors gegenüberliegenden geräumigen Thorweg und eilte über die Straße.

Kriewel verließ das Zimmer. — Engeström hörte, wie er draußen in der Entrée die Thüre öffnete, und hörte ein Rauschen von Frauengewändern, hörte ein leises Flüstern, dann trat der Rittmeister von neuem in das Gemach, und an seiner Seite Fräulein von Deeken.

Sie schlug den Schleier zurück und reichte Engeström die Hand.

„Zürnen Sie uns nicht!“ sagte sie mit weicher, bittender Stimme; „Stunden, wie diese, sprengen jede Fessel der Condenienz. — Soll ich die Bitte wiederholen, mit der Herr von Kriewel zu Ihnen kam?“ —

Sie zögerte eine kurze Minute und fuhr dann fort, indes ein feines Roth ihre Wangen zu färben begann:

„Sie kennen meinen Vater, Herr von Engeström, kennen seinen harten, soldatischen Sinn. — Er hat sich in den Kopf gesetzt, Sie als Schwiegerjohn zu gewinnen, weil Ihr Vater einst innigst mit ihm befreundet war. Und er behauptet, Sie, — ja, er behauptet, Sie liebten mich...“ Ein süßes Lächeln glitt über der Sprechenden Antlip. „Herr von Engeström, wir haben uns allzeit freundschaftlich nahe gestanden, und, so Gott will, wird es so bleiben, — aber, nicht wahr, lieben würden wir einander nie —?!“

Engeström hatte den Muth, Via in die Augen zu sehen. Was er in dieser Minute litt, war unbeschreiblich, und doch zitterte er nicht mehr, — eine seltsame Festigkeit war über ihn gekommen.

Er erwiderte den Druck der kleinen Hand, die noch in der seinen lag, und antwortete tiefenst und ruhig:

„Nein, — nie!“

Mit hastiger Geberde eilte der Rittmeister auf ihn zu und schloß ihn in die Arme.

„Engeström,“ rief er, „Sie geben uns den Frieden des Herzens wieder, — o, Sie lieber, goldener, einziger Kerl! Nun aber noch eine letzte Bitte, — wir sind unersättlich, wissen Sie, wir sind egoistische Leute, wie alle Verliebte! Schreiben Sie dem General und legen Sie ein gutes Wort für uns ein! Er giebt so viel auf Sie.“

„Ja, ja, — so viel!“ warf Via ein; „schreiben Sie ihm, — nur eine flüchtige Zeile, ein lustiges Wort, daß wir alle zusammen sein Kartenspiel aufgedeckt hätten, daß er nun einwilligen müßte!“

„Ich werde schreiben,“ erwiderte Engeström.

„Aber auch gleich?“

„Sogleich.“

Ein Laut des Jubels antwortete ihm. Noch einmal ergriff Via mit beiden Händen seine Rechte und preßte sie heiß und innig.

„O, — o, — wie danke ich Ihnen!“ flüsterte sie unter Thränen. „O, — nun ist alles gut, — alles!“

Und der Rittmeister sagte:

„Engeström, — ein Schuft will ich sein, wenn ich Ihnen diese Stunde jemals vergesse im Leben!“

Engeström setzte sich, als die beiden das Zimmer verlassen hatten, sofort an seinen Arbeitstisch und schrieb folgende Zeilen:

„Hochverehrter Herr General!

Ein Wort der Aufklärung! Der Mund geht auch einem sogenannten Diplomaten einmal durch. Vergessen Sie, bitte, was ich Ihnen bei Ihrem letzten lieben Besuche bei mir sagte. Der Dichter sprach aus mir, nicht der praktische Mensch. Ich habe mich selbst geirrt. Was ich glaubte, als Liebe empfinden zu dürfen, ist nichts als ein meinethwegen idealistisch verklärtes Gefühl herzlichster Freundschaft. Ich liebe Ihr Fräulein Tochter nicht. Das klingt gräßlich brutal, — ja, es klingt häßlich, ich kann mir nicht helfen, aber ich fühle mich zu dieser Erklärung um so mehr verpflichtet, als ich weiß, daß Fräulein Via in der That geliebt wird. Und ich will weder andere noch mich selbst unglücklich machen. Ich weiche Herrn von Kriewel, und zwar frohen Herzens. Ich will dem jungen Paare sogar ein Hochzeits-Carmen dichten.

Seien Sie nicht böse, Herr General! Was der Himmel zusammensügt, soll der Mensch nicht trennen.

Viel Schönes Ihren verehrten Damen, und beste Grüße! —

Ihr allzeit ergebener
Engeström.“

Der Assessor siegelte und adressirte das Billet, dann klingelte er.

„Trag' diesen Brief sofort an den Herrn General von Deeken, Ujaj,“ sagte er. „Antwort ist nicht nöthig. Und dann pack' mir das Nothwendigste zusammen, — ich reise heute Abend nach dem Süden ab...“

Schon einige Tage später erhielt Graf Trufen eine Postkarte Engeström's, aus Lugano datirt. „Gestern habe ich um verlängerten Urlaub gebeten,“ schrieb der Assessor; „sagen Sie doch, bitte, dem Geheimrath, der Arzt hätte mir noch vierzehn Tage Gebirgsluft empfohlen. Sonst geht es mir besser; ich habe mich sogar zu dem Entschlusse durchgerungen, morgen einmal den Monte Generoso zu erklimmen. Gruß an Sie, Grätschen, und in die Heimat!“

Es war ein nebliger Tag.

Der Gipfel des Monte Generoso war von einer

kritischen Blicks und zufrieden nickend den Stoff zu dem „Heinwollenen“, das ihr gespendet war, und Erika hing just am Hals der Mutter, um ihr für die „entzündende“ Halskette löcherlichen Dank auf den Mund zu küssen, während Papa Bedtold den Cello-Bogen anspannte. Da schlug draußen der Hund an, kurz und scharf, wie es seine Art war, wenn er etwas Verdächtiges witterte.

„Siehst Du,“ lachte der Director auf und legte den Bogen weg, „ob ich nicht Recht habe!“

„O, — entschuldigen Sie!“ stotterte der Ueberrumpelte, von dem Bedtold in der Dunkelheit noch immer nur die Umrisse erblicken konnte.

„Licht! Kinder, schnell Licht!“ rief er durch das Balcon-Zimmer. „Ich habe den Burschen erwischt!“

„Aber, bitte, Herr Director!“ begann das Opfer. Doch da erschien Fredy schon mit der Lampe und leuchtete dem Verbrecher ins Gesicht. Hinter ihm sah Erika, von einer schlimmen Ahnung getrieben, ganz entgeistert auf die zusammengefunken-

der im Hintergrunde auftauchenden Hausfrau zu. „O, wir blinden, alten Narren!“

„Mutter, liebste, beste Mutter!“ schluchzte das Töchterchen und warf sich der Guten an die Brust. Edmund Jordan aber richtete sich auf und sagte:

„Herr Director, ein unglücklicher Zufall! Ich wollte erst mein Secretair-Examen machen. Das heißt, Erika, — Ihr Fräulein Tochter,“ verbesserte er sich, „wollte es so! Seien Sie nicht hartherzig! — Wir — wir lieben uns wirklich so sehr!“



Heilige Nacht. Nach dem Gemälde von Walter Firkle.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Dabei war er schon durch die Seitenthür nach vorn geeilt, um aus dem Balcon-Zimmer nach der Porte zu spähen. Aber erschrocken prallte er im ersten Augenblick zurück. Denn eine Gestalt hatte sich am Balcon-Gitter draußen empor gezogen, offenbar von Papps unten gestellt. Jetzt sah er, wie der Einbrecher vorsichtig das andere Bein über die Brüstung schob, jedenfalls, weil Papps darnach geschnappt hatte, und mit einem Satz sprang er jetzt nach der Balcon-Thür, riß sie auf, sah den übertummelten Eindringling in den Krügen am Genick und zog ihn zu Boden.

„Ah, habe ich Dich endlich, Spitzbube!“ Inzwischen er dabei und hielt den wacker sich Sträubenden mit eisernem Griff nieder.

Gestalt zu des Vaters Füßen, fuhr mit der Linken zum Herzen und stammelte: „Edmund!“

„Der Schnee — war — vom Kasten!“ ächzte er vorwürgsvoll.

„Ja, wer hat denn den Hund wieder hinausgelassen?“ entfuhr es ihr darauf fassungslos.

„Ich!“ sagte der Vater und sah sie ernst und eindringlich an. Und sie wurde so roth, wie von den pausbäckigen Vordorfem drinnen am Weihnachtsbaum auch nicht einer war. Dann ließ er seine Blicke zu dem seltsamen Frühgast schweifen und lachte spöttisch, die orangegelbe besetzte Uniform musternd.

„Ein Poßschwede! Mutter, also doch!“ rief er kopfschüttelnd

„Das sagt jeder!“ unterbrach ihn der Vater. „Zunächst erzählen Sie mir einmal, was Sie hier herumzuturnen hatten! — Trag' die Lampe in mein Zimmer, Fredy! — Hier draußen erkält' ich mich! Ihr geht alle wieder ins Weihnachtszimmer! Du auch, Mama! — So! Und nun, bitte!“

Was blieb dem armen Jungen weiter übrig, als die Brief-tasche hervorzuholen, die er auf dem verabredeten Platz gefunden, und auf deren Außenseite, von Rosen umrankt, sein Monogramm in Gold gestickt war, während drinnen Fräulein Erika Bedtold mit ihrem unschuldigen Madonnen-Gesichtchen den Beschauer ansah und alle bitteren Gedanken zu verschrecken schien?

„Kindskopf!“ murmelte der Vater, und seine Züge wurden

Copyright 1899 by Photographische Gesellschaft

weich. Genau so hatte seine geliebte Martha ausgesehen, damals, als sie auch siebzehn Jahre gewesen war und ihm das Herz mit himmelstürmenden Liebesgedanken erfüllt hatte.

„Und was wollten Sie ihr widmen?“ fragte er mit feiner Ironie, um seine Nahrung nicht laut werden zu lassen.

Edmund Jordan holte ein Bündel Leise vom Balcon herein und widelte es auf. Es enthielt sein Bild und in einem kleinen Sammetkästchen einen schönen, altmodisch geformten Ring.

„Meine Mutter hat ihn getragen!“ flüsterte er, und eine Thräne schimmerte dabei in seinen Augen.

„Ich habe zufällig gestern mit Ihrem Post-Director über Sie gesprochen!“ erklärte jetzt Bechtold, sich stark räuspierend.

„Sie sollen ein ganz tüchtiger Mensch sein! Und ehrlich scheinen Sie's ja auch zu meinen.“

„Herr Director!“ stammelte in ahnungsvollem Erwarten der junge Mann.

„Kommen Sie!“ sagte der Director, sich erhebend, und fast feierlich schritt er mit ihm aus dem hellen Zimmer durch die dunkle Balcon-Stube nach dem schimmernden Raum, in dem die Familie in lästiger Erwartung und die strahlende Taube versammelt war. Leise öffnete er die Thür und schob den Beglückten vor sich her, auf die bleiche, bange Erila zu.

„Der Herr möchte sich bei Dir für eine Briestafche bedanken!“ sagte er, noch immer seinen Ernst bewahrend. Aber das Kind kannte ihn zu gut. Sie sah es um seine Augenwinkel zuden und in den gültigen Augen humorvoll leuchten.

Selig ausschleichend hing sie an seinem Hals, bat um Verzeihung wegen ihrer Heimlichkeit und dankte ihm, reinen und frohlichen Herzens, wie sie es als Kind gethan. Dann erst wandte sie sich dem Geliebten zu, der ihr glänzenden Blickes den Ring ansteckte und nun, ihre beiden Hände fassend, mit ihr zur Mutter ging.

„Es war wirklich ein Spießbube!“ erklärte Papa Bechtold, seiner Frau zuzwendend. „Erila's Herz bist Du los!“

„Rein, in alle Ewigkeit nicht!“ sagte diese ersüßend. —

— Mit knapper Noth erreichte Herr Edmund Jordan an diesem merkwürdigen Weihnachtsmorgen seinen Postwagen. Aber es war niemand da, der ihm einen Küffel hätte zu theil werden lassen können! Und so fuhr er denn stolz und glücklich, die schöne Briestafche vor sich aufgeschlagen, nach Magdeburg.

Als er am Abend zurückkam, erwartete ihn Erila an der Bahn und führte ihn in bräutlicher Freude der elterlichen Wohnung zu, wo just die Abendtisch begann.

Vom Mittag her aber war ein Stüd Weihnachtstarkisen für ihn aufgehoben. Das wurde ihm lächelnd von Mama Bechtold vorgelegt, und der Hausherr hob dabei lustig nickend sein Glas und sagte, seinen Wunsch von gestern erfüllend:

„Profit, lieber Edmund!“

Erila, der Schalk, der just draußen dem guten Lippis eine Weihnachtswurst spendete, hatte das tagsüber verrathen. —

Nachdruck verboten.

Weihnacht.

Süße Nacht voll Liebeswunder,
O, wie reich bist Du an Segen!
Neberall, auf allen Pfaden
Sprüht Dein Zauber mit entgegen!

Lächeln seh' ich und Entzücken,
Wo ich bin die Blicke richte,
Und ein Himmelsabganz schimmert
Hell in jedem Angesichte!

O, noch blühet in den Herzen
Keiner Liebe hohes Walten,
Und es will die Gottesblume
Heute strahlend sich entfalten!

In die fernsten Weiten wehet
Mächtig sie die holden Däfte,
fällt mit Freude alle Seelen,
haucht den Frieden durch die Lüfte!

Ob's auch Winter, blendend leuchtet
Neberall der Liebe Sonne. —
Süße Nacht voll zarter Wunder,
O, wie bist Du reich an Wonne!

S. Barinkay.

Nachdruck verboten.

Austernschalen.

Von Professor W. Marshall.

„Auste“, sagte die junge Frau Doctor zu ihrer Köchin, „schaffen Sie doch nur die alten Austernschalen aus der Speisekammer. Das unnütze Zeug steht schon seit Sonnabend da 'rum und fängt an, übel zu riechen.“

„Unnützes Zeug? Ei ei, Frau Doctor! das können Sie nicht verantworten. Sie scheinen mir, nichts für ungut, auch zu denen zu gehören, die es für eine Art Uebervertheilung der Menschheit halten, daß Mutter Natur die Kälber mit Knochen geschaffen hat und die Hirsche mit Kernen. Nun, Sie haben den Vorzug der Jugend, also auch eine gewisse Berechtigung, „rasch fertig mit dem Wort zu sein“. Aber kennen Sie den König Lear? Ja meine, ob Sie ihn gründlich gelesen haben, denn durch ein oder zweimaliges Schen lernt man ein solches Drama noch lange nicht kennen? Im Lear fragt der Narr den alten König: „Weißt Du, wie die Austern ihre Schale macht?“ Nun, verehrte Frau, wissen Sie das? Nein! Nicht wahr? Und da wollen Sie ein Ding, dessen Entstehung Sie nicht einmal kennen, „unnützig“ nennen? Ei, ei!“

Segen wir einmal den Fall, eine Austern hätte keine Schale, — obwohl es unter den Weichtthieren zwar schalenlose Säugeth, indessen keine schalenlosen Muscheln giebt, — aber nehmen wir einmal an, es wäre doch so. Glauben Sie denn, daß Sie dann in der Lage sein würden, Ihren werthen Gästen, und vor allen, Ihrem guten Adolff überhaupt Austern vorsetzen zu können, und vollends gar frische? Erstens einmal wäre es schon ein großer Zufall, wenn ein solcher schalenloser Schleimklumpen ohne durch die Mäuschen des Meeres zu gleiten, aus dem Meere befördert würde, dann aber würde das Thier in sehr kurzer Zeit absterben und nun und nimmer lebendfrisch nach Mittel-Deutschland verschifft werden können. Aber:

„Austern, wenn Ihr sie nicht frisch genießt, Wahrlich eine schlechte Kost“,

sagt Goethe.

Wenn die Austern glaubt, Ursache zu haben, mit der sie ungebend Welt unzufrieden zu sein, dann klappt sie einfach ihre Schale zu, sie schließt sich vornehm ab. In dieser Abgeschlossenheit kann sie stunden-, ja tagelang verweilen. Und das ist für die menschlichen Feinschmecker im Binnenlande, zu denen ich mich gerade in diesem Fall auch rechne, ein wahres Glück. Hungern können die meisten Thiere geraume Zeit, aber athmen müssen sie, wenn sie nicht völlig in den Zustand der Pethargie verfallen sind. Athmen muß auch die Austern, wenn sie ihre Schalen geschlossen hat, und wäre es in noch so bescheidenem Maße. Das kann sie aber, denn wenn sie im Meere ihre Schalen schließt, nimmt sie eine Portion Wasser mit Sauerstoff darin zwischen dieselben auf, genügend, ihr geringes Athembedürfnis auf einige Zeit zu befriedigen. Muß sie länger außerhalb des Meerwassers zubringen, als das Sauerstoff-Quantum ausreicht, so stirbt sie, indem sie einfach erstickt.

Die Schalen sind die Schutzwehr der Austern gegen allerlei Anfechtungen und bilden zugleich ihr Reservoir für das Athemwasser, ohne daß der Schanz nur ganz vorübergehend nützen könnte.

Aber ich will Ihnen noch mehr zeigen.

Gut, geben Sie einmal ein paar Schalen her, ehe Sie dieselben in die Müllgrube werfen! Sehen Sie, Frau Doctor, die Schalen sind von zweierlei Art: stärker vertieft und flachere. Unter den Muscheln giebt es Formen, die frei beweglich bleiben, wie unsere Teich- und Flußmuscheln, und bei denen sind die Schalen, wenigstens äußerlich, gleich beschaffen. Andere Muscheln sind nur in der Jugend mit der Fähigkeit freiwilliger Ortsbewegung begabt, legen sich aber später irgendwo vor Anker und werden festhängend. Deren Schalen sind fast immer ungleichartig entwickelt: die dem Boden zugekehrte, festgewachsene Klappe ist die größere, namentlich mehr ausgehöhlte, und in ihr liegt das eigentliche Muscheltier. Die nach oben gewendete, freie Klappe ist flacher und schwächer und stellt den Deckel der Dose dar. So ist es denn auch bei der Austern, denn diese ist im ausgebildeten Zustande ein festhängendes Thier und wird von den Fischern mit auf dem Boden hingezogenen Scharnrepen abgelöst, fällt in den Negbeutel und wird in ihm aus dem Wasser herausgezogen.

Die junge, frei umherzuschwimmende Austern hat ganz gleichentwickelte Klappen, sonst würde ihr, der ungleichen Vertheilung des Gewichtes wegen, das Schwimmen auch sehr schwer fallen. Löst sie sich zum bleibenden Aufenthalt auf dem Meeressboden nieder, so legt sie sich dabei ausnahmslos auf die linke Klappe, die also die eigentliche Wohnschale wird, während die rechte den Deckel abgiebt.

Am oberen Rande der Schalenklappen, nach innen zu, sitzt eine schwarzbraune, eigenthümliche, elastische Masse, wie Horn oder Hartgummi. Das ist das thatsächlich auch aus einer Art Hornstoff bestehende Schalenband, das bei der Austern die einzige Verbindung ist, die Schalen bleibend zu verbinden. Bei anderen Muscheln findet sich noch ein „Schloß“; jede Schale trägt nämlich oben, wo sie mit ihrem Gegenüber zusammenschließt, zahnartige Vorsprünge, die in entsprechende Gruben der anderen Schale eingreifen. Die Austern aber gehört zu den schloßlosen Muscheltieren.

Auf der Innenseite jeder Schale, ungefähr in der Mitte leben wir eine bohnenförmige, rauhe Stelle. Sie haben, verehrte Frau Doctor, gewiß schon einmal das Fleisch von dem Knochen eines Schinkens oder einer Kalbseule abgelöst. Das Fleisch ist die, alle Bewegungen vermittelnde, willkürliche, d. h. dem Einflusse des Willens des Besitzers unterliegende Muskelatur. Man hört wohl einmal im gewöhnlichen Leben, wenn von der Körperbeschaffenheit jemandes die Rede ist: „Ja, der und der hat zwar viel Fleisch, aber keine Muskeln.“ Das ist Unsinn! Fleisch ist allerwege Muskel, und Muskel allerwege Fleisch. Die Muskeln sind in der Regel an zwei Knochen befestigt, die sie gegen einander zu bewegen haben, an dem näher nach dem Rückgrat zu gelegenen entspringen sie, wie man das nennt, an den entfernteren setzen sie sich an. An der Ursprungs- und Anheftungstelle aber ist die Oberfläche der Knochen meist rauh, handelt es sich um starke Muskeln, oft sogar höckerig oder in Gestalt von Vorsprüngen und Leisten verziert.

Nun, diese bohnenförmigen Stellen auf den Austernschalen sind auch die Ursprungs- und Ansatzstellen von Muskeln, es sind Muskel-Endründe. Quer durch den Leib der Austern, von einer Schalenklappe zur andern, verläuft ein starker Muskel, der die beiden Klappen mit ungeheurer Kraft zusammenführt und zusammenhält und der, wenn eine Austern geöffnet werden soll, erst mit einem Messer oder eigens dazu construirten Maschine geöffnet werden muß. Eigentlich sind es zwei solcher Muskeln, aber sie sind so nahe an einander gerückt, daß sie für das Auge fast und in der Wirkung ganz einen einzigen Muskel darstellen. Bei vielen anderen Muscheltieren sind beide und oft weit von einander getrennt.

Auf der Innenseite jeder Austernschale ist ferner eine feichte, innenwärts nicht weit von ihrem Rande verlaufende Furche vorhanden. Diese ist der Abdruck des Randes des sogenannten Mantels. Wenn wir eine geöffnete Austern betrachten, sehen wir eine über die obere, und wenn wir sie umdrehen, auch über die untere Seite gespannte zarte, durchsichtige Haut. Das ist der Mantel. Unter ihm liegt rechts und links der Bart der Austern, in Wahrheit ihre Kiemen oder Athmungs-Verzeuge, die ihrerseits wieder den eigentlichen Körper des Muscheltieres umschließen. In seinem freien Rande ist der Mantel verziert, und diese Verzierung findet eben in jener Furche, entlang der Innenseite der Schale, ihren Ausdruck.

Die Außenseite der Austernschale ist rauh, splitterig, mit etwas unregelmäßig-parallelen zu dem Rande verlaufenden Strei-

fen oder niedrigen Wülsten und, abgesehen von allerlei kleineren feißigenden Lebewesen, von einer vielfach geschwundenen, zarter, grünlich-grauen Haut bedeckt. Oft erscheint die größere Schalensklappe auch stellenweise blasig aufgetrieben, besonders in ihren tiefsten Theilen.

Die Schale eines Weichtthieres ist nur in bedingter Weise ein Theil des Thieres, sie läßt sich nicht etwa mit unserer Oberhaut, oder mit der Schale einer Schildkröte vergleichen. Sie wächst in ganz anderer Art, nämlich nicht unmittelbar, sondern mittelbar durch den Stoffwechsel. Unsere Haut besteht aus den kleinsten Bausteinen des thierischen Leibes, die sich in dem Maße, wie sie verloren gehen, unter Ernährung mittelst des Blutes immer wieder durch Theilung aus sich heraus erzeugen. Das ist bei der Muschelschale anders; sie besteht nicht aus jenen kleinsten Bausteinen, den Zellen, sondern ist ein Abhebungs-Product der Außenfläche des Mantels. An welchem Körper können wir etwa nur in dem Schmelz der Zähne etwas Aehnliches sehen wollen, auch die Hornschwiele, die die Hähne und Truthühner immer im Magen haben, ist ihrem Entstehen nach eine entsprechende Bildung.

Die Schale besteht aus drei Schichten: die äußerste dünne und vielfach zerföhene ist ein Hornhäutchen, die mittlere ist die stärkste und baut sich aus senkrecht zu der Schalen-Oberfläche angeordneten Kalk-Prismen auf, und die innerste setzt sich aus zahlreichen dünnen, parallel zur Schalensfläche verlaufenden Kalkplättchen zusammen. Die mittlere Schicht ist die Prismen-Schicht, die innerste die Perlmutter-Schicht, die allerdings bei der Austern nicht, wohl aber bei vielen andern Muscheln regenbogenfarbig schillern kann. Am Rand der Schale sehen wir, daß die feste Hornhaut etwas übersteht. Die Prismen- und Perlmutter-Schicht bestehen indessen nicht allein aus Kalk, und zwar aus löslichen Kalk, sondern gleichfalls aus einer dem Schalensubstrat gleichen Hornmasse, die mit dem Kalk auf das innigste verbunden ist.

Der Mantel sondert nun nicht allenthalben alle drei Stoffe zugleich ab: sein äußerster freier Rand liefert reine Horn-Substanz ohne Kalk, den Schalen-Neberzug, die darauf folgende Randverdickung außer dieser auch noch massenhaft den Kalk der Prismen-Schicht, und seine übrige Oberfläche die Perlmutter-Schicht. Das Gewicht der beiden Schalenklappen einer ausgewachsenen Austern beträgt etwa 84% ihres Gesamtgewichtes, und sie enthalten etwa 96—97% Kalk, nebst Spuren von Eisen, Schwefel u. s. w. und nur 3—4% Horn-Substanz. Gerath durch Zufall zwischen die äußere Oberfläche des Mantels und die mit Perlmutter-Substanz überzogene Innenseite der Schale ein Fremdkörper, ein ediges Sandkörnchen etwa, so übt das aus den sehr empfindlichen Mantel einen starken Reiz aus. Demzufolge wird die betreffende Stelle in vermehrter Weise Perlmutter-Substanz absondend, die das Sandkörnchen umhüllt und es entweder an die Innenseite der Schale anschwemmt, oder sich gleichmäßig in concentrischen Schichten um dasselbe ablagert. In letzterem Falle entzieht bekanntlich eine Perle. Gelegentlich, aber sehr selten, hat man auch in Austern Perlen angetroffen. Einer, der, man muß wirklich sagen, ganz unerschämtes Glück hatte, fand einmal in einer Austern eine Perle, für die ihm der Juwelier 60 Mark gab.

Die Austern arbeitet nicht das ganze Jahr hindurch gleichmäßig am Auf- und Ausbau ihrer Schalen. Im Winter, wenn es ihr schlecht geht, wirft ihre Ernährung nicht genug dazu ab, und sie macht eine Pause. Die vorher erwähnten, zum Schalenrand parallel verlaufenden Streifen auf der Oberfläche der Schalen zeigen die Stellen an, wo in jedem Winter die Arbeit unterbrochen wurde; man kann sie mit den Jahresringen des Holzes vergleichen und Anwachsstreifen nennen. Eine Austern, die fünf solcher Anwachsstreifen auf ihren Schalen hat, sieht daher in ihrem sechsten Lebensjahre.

Den Kohlensäuren Kalk für ihr Bauwerk bezieht die Austern natürlich mittelbar oder unmittelbar aus dem Meerwasser. Hier ist er aber auch nur in geringen Massen vorhanden, und eine ausgewachsene Austern hat, um die zum Aufbau ihrer Schale nöthigen Kalkmassen aus dem Seewasser entnehmen zu können, eine Gewichtsmenge dieses Wassers durch ihren Körper geben lassen müssen, die das Gewicht dieses Körpers mitsummt den Schalen um das 5000fache übertrifft.

Sollten die Austernschalen wirklich so „unnützes Zeug“ sein?

Nachdruck verboten.

Das Münchener Marionetten-Theater.

Von Alex Braun.

Mit Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Arpad Schmidhammer.

Zeit vier Jahrzehnten erfreuen sich die „Münchener Kindln“ ihres „Kasperltheaters“. Es ist ursprünglich von General von Heydeck, der sich auch bei den cornelianischen Fresken in der Olympothel als Maler bethätigte, aus künstlerischer Liebhaberei für die Kinder der Hofgesellschaft geschaffen und 1858 in den Besitz und unter die Leitung des Betriebs-Actuars Joseph Schmid gelangt, der es als das einzige ständige öffentliche Puppenpiel in Deutschland bis zur Stunde auf der alten Höhe erhält. Graf Pöcel, der Ceremonien-Regisseur und Hof-Kaspi-Intendant König Ludwig I. von Bayern, war der Maler, Dichter und Componist der mit feinstem Geschmack ausgestatteten Liliputbühne, die zunächst nach einem Hause in der Prannerstraße überföhedelte. Der ersehnte Kasperl, dessen wohlgegebene Gestalt jedes Gesicht, ja sogar Zunge und Augen an besonderen Dröhnen regt, zum ersten Male vor einem gesicherten zahlenden Publicum am 5. December 1858 in Pöcel's Eröffnungs-Spiel „Prinz Nickerth und Prinzessin Villienweih“. In der Hauptrolle war das Münchener Marionetten-Theater von jeder dem alten klassischen Spielplan der deutschen Puppen-Comodie, dessen Grundpfeiler das Volksschauspiel von Dr. Johann Faust ist. Im historischen Sinn wurde das herkömmliche Repertoire gepflegt, das in gerader Uebersetzung von den „Dada“, die General von Landsperg's „Hortus deliciarum“ als biblische Fabel zeigt, zu den „Dollen“ führt, die in „Gautler-Feiten“ dann die Abenteuer des alten Hildebrand dargestellt, und weiter, als im dreißigjährigen Krieg und nach demselben das Puppenpiel der alleinige Träger der nationalen Bühnenkunst war, sich in dem „Poppenspiel“ fortsetzt, das mit hochfürstlichen



Portrait-Figuren des Münchener Marionetten-Theaters.

Privilegien nach Gesetz und Regel streng gewahrter Kunst großes Ansehen an sämtlichen Höfen genoss. Die „Puppenspieler“ theilten sich mit den ersten Dichtern der Welt-Literatur in das Stoffgebiet, das die Erz-Zauberin Medea so gut, wie den König Lear aus Engelland, den tyrannischen

sorgten und neben Pucci die Professoren und Kapellmeister Lachner, Krempelbecker, Schönerich und Prätorius den gefanglichen und orchestralen Theil der neuen und alten Zauber-spiele componirten. König Ludwig behandelte warme Theil-nahme für das Schmid'sche Marionetten-Theater, besuchte das-selbe oft persönlich und gewährte ihm sogar eine Weile Unterkunft in dem neuerbauten königlichen Odeon. Später wanderte das Marionetten-Theater durch ver-schiedene Gasthäuser, bis es auf einem dem Stadt-Magistrate gehörigen Plage unweit des Central-Bahn-hofes ein eigenes, aber sehr bescheidenes Heim ge-funden hat.

Der zur Saison, die vom October bis zum Mai dauert, auf dem Maffei-Anger nach dem Director des Marionetten-Theaters sich erkundigt, etwa in einem der umliegenden Restaurants, wird keine Auskunft erhalten, denn da kennt niemand den alten, stillen Mann. Aber man frage nur einmal die Kinder, die aus der Schule kommen oder sich zwischen den Bäumen des Platzes tummeln. Wie drängen sie sich heran und überbieten einander im Eifer, zu zeigen, wo der „Papa Schmid“ wohnt! „Sie, der is liab, und allerweil macht er 'n Kasperl, so guat und so viel lustig, daß ma lach'n muach, grad 'naus lachen vor lauter Freud!“ — „Morgen geben's 'D'sieben Gaiseln“ und den Rattenfänger von Hameln.“ — „Ja, i derst scho 'nei geh'n, aber nur um a Zwanz'gerl, und da derwischt ma scho lang foan Platz mehr.“ — So plaudert es munter durcheinander, und alle Augen leuchten vor Begeisterung für den „Papa Schmid“, den berühmten Kasperlsprecher.

Aber auch, wenn man mehr „spendirt“ als ein „Zwanzgerl“ und sich seinen Kindern den ersten Platz leistet, der übrigens billig genug ist, muß man frühzeitig sich an der Kasse einfinden, um noch Einlaß zu erlangen. Da drängen sich mit den „Buam und Dianeln“, die sich „das Geld für 'n Kasperl“ erst durch allerlei häusliche Dienstleistungen, Kinderwarten, Bier- und Milchholen, verdienen mußten, vornehme Damen, die ihre elegant gepuften Kleinen selbst ins Marionetten-Theater führen, weil die eigenartige, im besten Sinne volkstümliche Dar-

spärllich erleuchteten Gang sich „einwuzelt“ in die schlicht ge-zimmerte Halle, die von einem, wohl aus dem gräflichen Palais des Mäcenas Pucci stammenden, alten Lüstre aus großen, pris-matisch geschliffenen Krystall-Berlen und etlichen zinnernen Wand-leuchtern erhellt wird. In der Ecke steht die Büste des Grafen, von Lorbeerkränzen pietätvoll geschmückt. Ueberaus klein erscheint die in der Mitte der Luerwand sich erhebende Bühne, die von einem griechischen Tempelfeld befrönt und zunächst von einem anmuthig mit einer Gruppe deutscher Märchengestalten bemalten Vorhang verhüllt wird. Echt künstlerisch, wie diese Malereien, sind auch die Marionetten und deren ursprünglich nach Angabe erster Meister der Akademie, wohl sogar unter deren persönlicher Mitwirkung hergestelltes Kostüm.

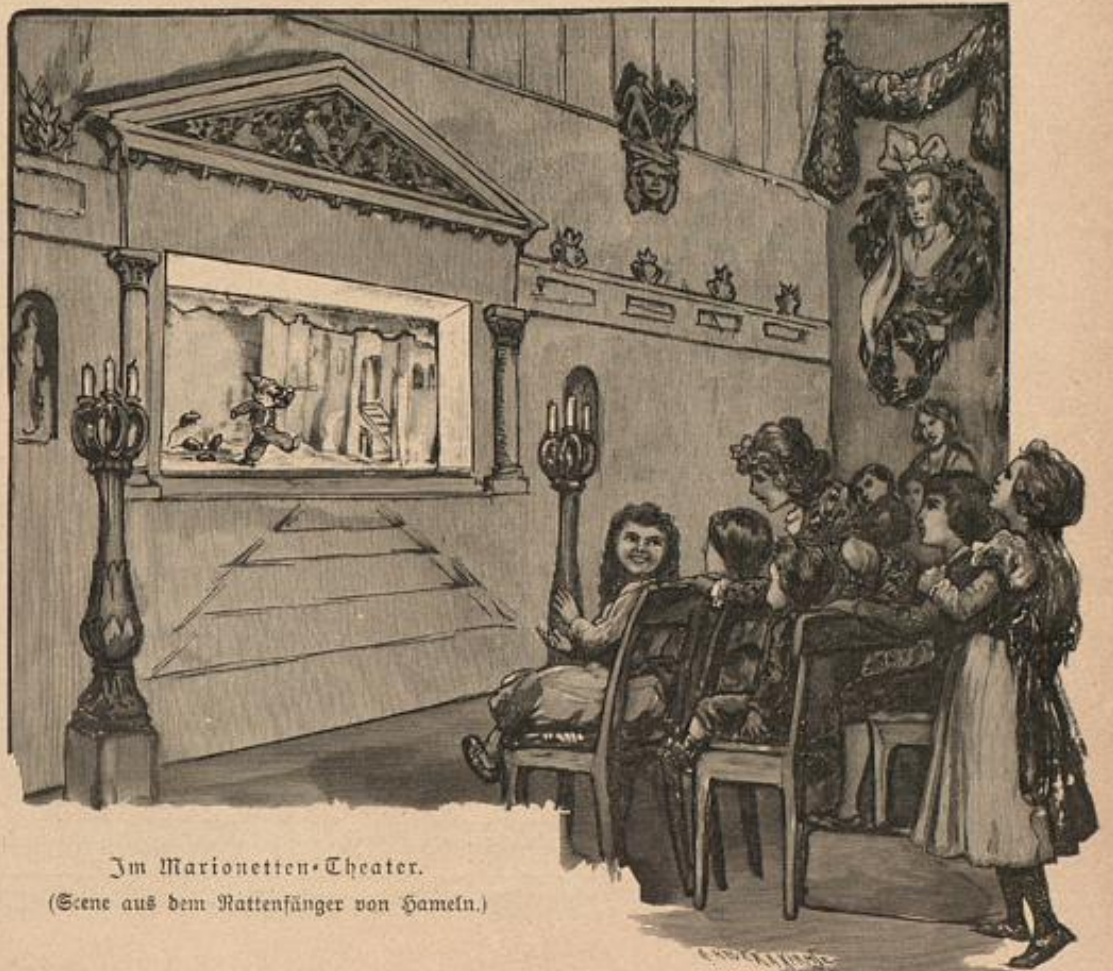
Im „Rattenfänger von Hameln“, der mit anerkennens-werthem dramatischen Gescheh auf den Leib zugeschnittenen mittelalterlichen Sage, entfalten just die Puppen ihre Kunst. Die „Action“ geht behend und gewandt vor sich, in tadellos prächtigem Einklang mit dem hinter der Bühne von verschiedenen männlichen und weiblichen Stimmen ausdrucksvoll gesprochenen Text. Eine gut gespielte Flöte charakterisirt die Lockweise des Rattenfängers. Athemlos lauschend sitzt die kindliche Zuhörerschaft, die Händchen halb gefaltet im Schoß, die vor innerem Vergnügen strahlenden Augen weit geöffnet, zuweilen auch den Mund, daß die weißen Zähne zwischen den vollen rothen Lippen hervorschimern. Nur wenn's „gar zu wunderschön wird“, entringt sich im Uebermaß des Entzückens und Erstaunens ein lauter Ausruf: „Schaug (schau) Sepp!“ oder: „Da, da spring's!“ dem im Innersten ergriffenen kleinen Publicum. Wenn, — nicht selten, — zu junge Elemente beigemengt sind, greift wohl auch von ungefähr bei einem Raketen-Blitz oder einer sonst besonders sensationellen Scene Schreck und Angst in der Seele irgend eines vorzeitigen Theater-Gängerchens Platz, und ein bitterlich schluchzendes „Heim, heim, Mama!“ wird laut, in welchen Fällen vorzüglich mitgebrachte oder eilig von dem Nachbarn zugefiedte „Guteln“ mehr als der auf der „Passpartout-Bank“ inmitten des Saales sitzende Polizei-Beamte zur Ruheführung beitragen. Die „Gupel-frau“ mit ihrem Korb Zuderwaren, Feigen, Äpfeln und Drangen, steht mit Kasperl auf so gutem Fuße, daß sie selbst während der Vorstellungen sich trotz ihrer Leibes-fülle still und behutsam durch die dichtgedrängten Reihen schiebt.



An der Kasse.

Prinzen Siegismond von Polen, wie den General Wahlstein, die extra-moralische Transaction vom verlorenen Sohn, der lebendige, grinzende Säue hütet, wie Leben und Tod des „über-lischen Don Juan“ umfaßt. Die Marionetten waren oft lebensgroße Figuren, und die „Spieler“, die sie handhabten, ergötzen nebensbei als „Springer“ die Zuschauer, dienten ihnen wohl auch gelegentlich als Zahnärzte, inscenirten Feuerwerke und Wasserfünfte, — kurz, entwickelten sich im ganzen zu regel-rechten Vorläufern der modernen Variétés-Virtuosen. Das geschah jedoch unbeschadet ihrer eifersüchtig gewahrten Kunst-Privilegien, die dem „Principal“ das alleinige Recht auf die ihm meist vererbten Stüde zugesand und unter Verpöndung jeder Nieder-schritt beizisten, daß das gesammte Repertoire nebst allen scenischen Anweisungen den Lehrlingen von Mund zu Mund überliefert werden mußte. Erst wenn diese durch „Hören“ und leises Nachsprechen sich die Stüde so eingepägt hatten, daß jeder Laut und jede Drahtbewegung ihnen geläufig war, rückten sie zu vollbürtigen Gesellen vor. Diese buchstäblich traditionellen Puppen-spiele bilden eine Fundgrube für den Literar- und Kultur-Historiker, und namentlich im Münchener Marionetten-Theater, das der letzte Hort der früher weit verbreiteten Puppen-Comödie ist, giebt es noch manchen Schatz zu heben. Neben den altherkömmlichen Stoffen wurden aber stets Actualitäten für das Tagesbedürfnis bearbeitet, eine Uebung, die Joseph Schmid mit Geschick fortpflanzte. So hat er unter anderen den liegenden Holländer, die Africanerin und die Walküre seinen Zwecken angepaßt. Wesentlich trug Pucci selbst durch Heran-ziehung des deutschen Volksmärchens zur Bereicherung des Spiel-plans bei, den er mit 53 Stüden erweiterte. Auch Franz von Kobell, Ringseis, Harleß, Prantl, Radtkofer, sämtlich Bierden der Münchener Universität, verschmähten es nicht, für das Marionetten-Theater zu schreiben, während die Maler von Heydeck, Quaglio, von Hagn, Habenshadan, Rettenleiter, Diel ihre Kunst und ihren Geschmak der Verstellung reizender Decorationen zuwendeten, die Bildhauer Kollb und Knabl für die Ergänzung des Puppen-Personals

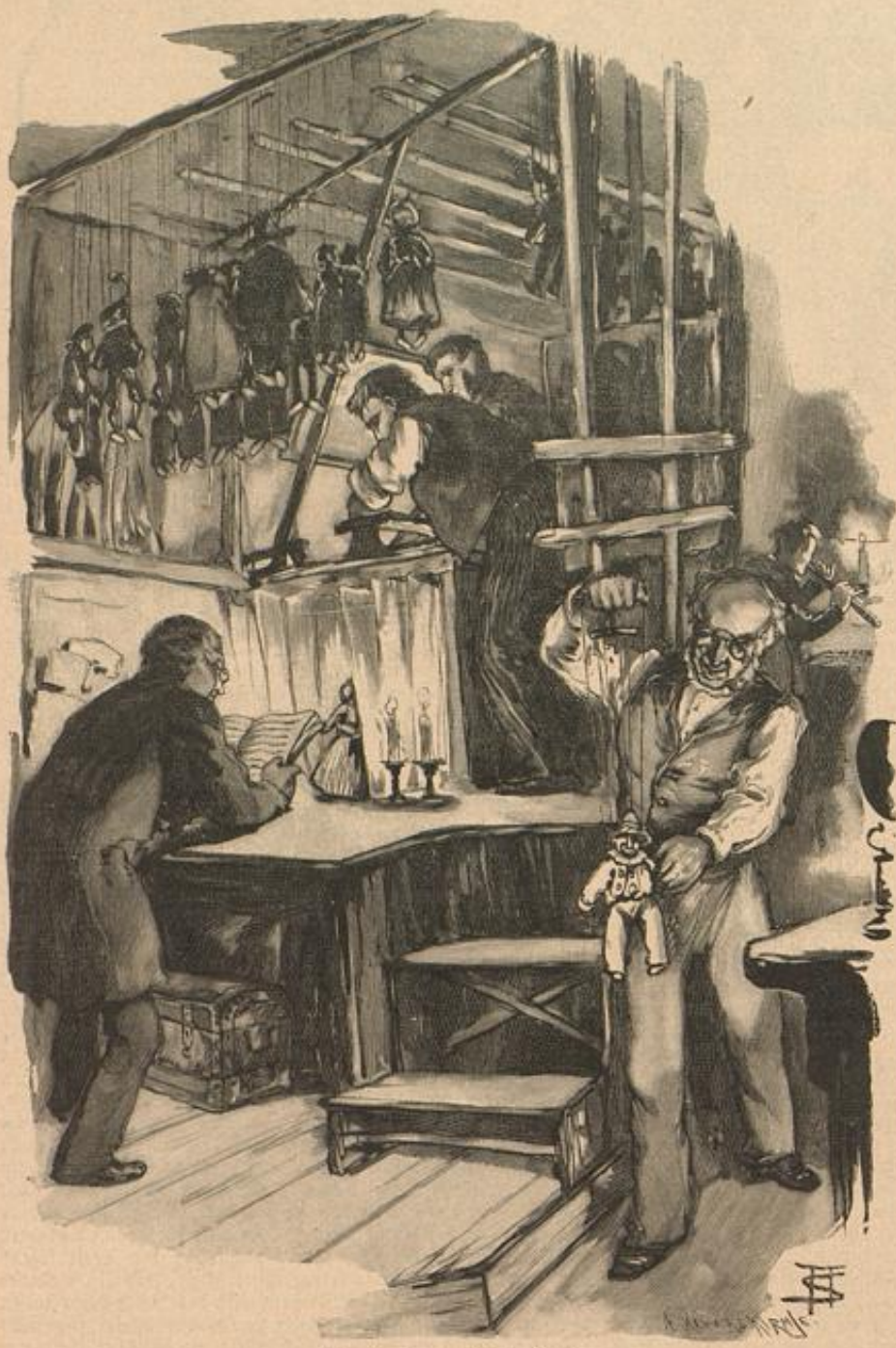
stellung den Er-wachsenen einen nicht geringeren Genuß wie dem jungen Völkchen bereitet. Gelehrte und Künstler von Ruf machen sich ein Vergnügen daraus, am Sonntag-Nach-mittag zum Kas-perl zu gehen. Wieder und wie-der versichert die kleine rundliche Frau an der Kasse, daß „halt leider mit dem besten Willen nüt a Fleckel mehr frei is, und 's Bormerken für's nächste oder über-nächste Mal schließli'g'scheuter is, als bö unnütze Amanander-bruderei vor ihrem Fenster.“ Noch dauern die Verhandlungen, als es drei Uhr schlägt, die Pforte sich aufthut und man durch den



Im Marionetten-Theater.

(Scene aus dem Rattenfänger von Hameln.)

So ein Mäulchen sich zum Weinen verzicht, ist sie wie eine gute Fee zur Stelle, nicht wohlwollend mit dem rothen, runden Gesicht und streckt eifrig drei oder fünf Finger empor, je nachdem für „einen Kreuzer“ oder ein „Fünferl“ Malzbruder, Bussfert oder sonst von ihrer Ware begehrt wird, die als „durchweg gesund, niz gefarbt“ gilt.



Hinter den Coullissen.

Während im Zwischenact ihr Handel zur Blüthe gedeiht, schauen wir uns hinter den Coullissen um, wie „Papa Schmid“ und seine Getreuen die Wunder der Bühne zu Werke bringen. Rembrandt'sches Hellbunkel herrscht in dem engen Raume, dessen Mitte die auf einem hohen Podium stehende Bühne einnimmt. Die zur Seite geschichteten Hintergründe und Seiten-Coullissen werden nach Bedürfnis eingeschoben, während von den unverändert bleibenden Soffiten die Figuren hinabgelassen werden, die je an Dupenden von Drähten hängen. Mehrere Männer stehen auf dem Bühnen-Podium und hantieren mit gelenkten Fingern so fix an den Drähten, als spielten sie auf einer Klaviatur, jedoch die etwa 25 Centimeter hohen Marionetten tanzen, springen, gehen, sitzen, essen und alle möglichen Bewegungen machen. Das Buch in der Hand, sprechen danebenstehende Frauen und Männer den Text. In einer Ecke seitlich der Bühne steht „Papa Schmid“, spricht in unvergleichlich warmherziger und drolliger Weise die Hauptrolle des Kasperl, der gleich seiner, von der Tochter Schmid's vorzüglich gesprochenen „Frau Gretl“ im Gegenfuge zu den hochdeutsch und meist gereimt redenden Mittern, Damen und Weibern sich eines recht ungeremten, aber um so ergötzlicheren Dialekts bedient. Schmid, schon bald ein Nütziger, eine schlanke, fehrnige Gestalt mit scharf geprägtem freundlichen Greisenantlitz, späht mit den hellen Augen hinter den schwarzgeränderten Brillengläsern emsig nach allen Seiten und rührt so geschäftig wie sein Kasperl jeden Finger zugleich. Während er nach gutem alten Brauch auswendig, ohne den nur des Szenariums wegen aufgeschlagenen Text zu Hilfe zu nehmen, Kasperl's spasshafte Reden hält, sorgt er für die Beleuchtung, entzündet Blitze und läßt Feenglanz erstrahlen, Donner erdröhnen und Schiffe knattern, verwandelt Tag in Nacht und Paläste in Hütten, denn er ist Maschinenmeister, Regisseur und Aeteur in einer Person. „Aufg'schaugt!“, mahnt er, „ma kann, wenn's Klappen und dera Pappelwar (Kinder) do recht Freud machen soll, nit Augen und Händ' gnuu haben.“ Ein großer Kinderfreund, strebt er vor allem die Genugthuung und den Beifall seiner lieben kleinen Theatergäste an, zu denen er in einem gewissermaßen persönlichen Verhältnis steht. Halb und halb fungirt unser vielseitiger alter Bühnen-Director noch als Kapellmeister, indem er auch auf das Klavier, die Sängerin und den Blöthenpieler einen „Werts“ hat, obwohl den musikalischen Theil geschulte Kräfte von Veru ausführen. Desgleichen finden sich unter den Sprechern von jeder Schau-

spieler, die zwar Thalia um einer freigelegteren Nähmutter willen verlassen hatten, aber allsonntäglich doch gern zu ihrer alten Liebe zurückkehrten, um „a bißel Comödi z' machen“. Das thätfächlich auftretende Personal „hängt“ indes neben dem Schnürboden zum Aufziehen bereit, — etwa ein Duzend Puppen oder mehr, so viele für die jeweilige Vorstellung aus dem reichen Vorrath erforderlich sind. Im ganzen zählt das Münchener Marionetten-Theater über tausend, auf ein Repertoire von zweihundert Stücken berechnete Figuren. Dieselben begreifen neben Darstellern aller Zeiten und Völker, jedes Alters, Standes und Geschlechts auch die verschiedensten wilden und zahmen Thiere in sich. So erinnern uns die niedlich und lebenswahr geschnittenen Gaiseln, jung und alt, daran, daß wir zurück in den Zuschauerfaal müssen, um die Bühnen-Aufführung des trauten Grimm'schen Kindermärchens vom „Wolf und den sieben Gaiseln“ in voller Wirkung zu genießen.

Gar possirlich häupten und mederten die jungen Gaiseln, und wie ein leibhaftiger Wolf gebärdete sich und sah der böse Negrimm aus. Große Spannung hielt die dem aus Bilderbüchern und Erzählungen bekannten Stoff mit doppeltem Interesse folgenden Kleinen im Bann, als Gaiselmutter's Nesthöllein sich im Uhrkasten versteckte, und ein Jubel, so laut und rein, wie er nur aus Kinderbrust emporsteigt, erbrauste, als zu guter Letzt die Gaiseln sammt und sonders um den Brunnen tanzten, in dem der Schlimme, schlaue Wolf mit den Wadersteinen im Bauch ertrunken war. „Bravo, bravo!“, rief das Publicum und latscht, so lange die Händchen es aushalten. Selbst die Kleinsten auf dem Arm, in heller Freude über das fröhliche bunte Gaudium rings um sie her, plappern das vertraute Wort „Baw, baw!“ jauchzend nach und rühren so lebhaft und kräftig als möglich die runden Patschhände.

Langsam lösen sich die Reihen. Die Kinder lassen sich rückgewandten Blickes nur schwer zum Fortgehen bewegen und wollen nicht glauben, daß „wirklich gar nichts mehr kommt“. Hier versucht ein kleines Mädchen, früh der Vortheile ihres

Geschlechts bewußt, mit ihrem von stehender Handbewegung begleiteten „Bitt', bitt', Kasperl!“, ihm das Wiedererscheinen abzuschnemeln. Dort meint ein Junge, bedächtlich an der Hand der Mutter auf einer der leeren Bänke entlang trüppelnd: „Aber wenn der Wolf nicht todt wär, hätt's mir nicht gefallen.“ Ja, der Drang nach Gerechtigkeit ist uns allen eingeboren; das Volk und die Kinder verlangen, sollen sie an Theater und Literatur ihr Genügen und ihren Genuß haben, zum mindesten eine poetische Gerechtigkeit und lassen sich nicht abspießen mit dem platten Abklatsch einer zufälligen Wirklichkeit.

Dieses Bedürfnis nach dem Ideal, den Sinn für Poesie in den jugendlichen Gemüthern zu stärken, hat das Münchener Marionetten-Theater in den vierzig Jahren seines Bestehens aufs verdienstlichste beigetragen. Vater Schmid, der die ihm von seinem getreuen Stamm-Publicum gezollte dankbare Anerkennung die Abendsonne seines Alters nennt, hat außer dem Kasperl in aller Bescheidenheit die Rolle eines Volkserzieher's gespielt. Sein Marionetten-Theater ist ein Stück des mehr und mehr in der Großstadt aufgehenden guten alten Münchens. Aber es sollte nicht nur als merkwürdiges Unicum, sondern als ein nicht zu unterschätzender Bildungs-Factor für Volk und Jugend ihr erhalten bleiben. Denn das echte, rechte Puppenspiel, dessen letzter bedeutender Vertreter in Deutschland Schmid's Kasperltheater ist, birgt eine Art tragikomischen Zauberpiegel der Welt-Literatur, in dem zwischen tausend-

derlei närrischen Schnurren und lunterbuntem Schmaad und Schabernad mancher Schimmer urewiger Schönheit und Weisheit in lauterer Poesie widerstrahlt. 's ist von dem Weisen, das, nach Goethe's Wort, für die Kinder gerade gut genug ist.

Wann kommt der Weihnachtsmann?

Nach dem Gemälde von Marie Simm. — Siehe Seite 185.

„Wie viel Mal muß ich noch schlafen gehen, bis der Weihnachtsmann kommt?“ das ist die Frage, die schon Wochen lang vor Weihnachten von den Kleinen am häufigsten gestellt wird. Die Mutter sieht ihren Liebling lächelnd an und bedeutet ihm, daß es noch so viele Male geschehen müsse, wie er Finger an beiden Händen habe. „Das ist aber viel!“ meint der Kleine enttäuscht, und von nun an ist es morgens sein erstes, festzustellen, daß es wieder um einen Finger weniger dauere. Das kleine Mädchen auf unserem Bilde rechnet nicht mehr an den Fingern, aber sie fragt nicht weniger eindringlich, und ihre Sehnsucht wächst mit jedem Tage. Der Nicolas ist schon da gewesen. Freilich hat sie ihn nicht gesehen, aber sie hatte ihr Schuh sauber gepußt vor die Schlafstübenthür gestellt, in jedem Schuh ein wenig Hafer, Heu und Mohrrüben, — das ist für den Schimmel des Heiligen, — und am Morgen waren nicht nur Hafer, Heu und Rübe verschwunden, sondern St. Nicolas hatte ihr zum Dank Fuderwert und bunte Papierchnipfel hintergelegt. — So viel Mühe sie sich giebt, das Christkind zu erblicken, wenn Mütterchen in der Schummerstunde bei ihm in dem Weihnachtszimmer ist, es gelingt ihr nicht, — andächtig sieht sie vor der Thür und lauscht, und leise singt sie dann:

„Du lieber, heil'ger frommer Christ,
Der für uns Kinder kommen ist,
Damit wir sollen gut und rein
Und rechte Kinder Gottes sein.“
O du selige Weihnachtszeit!

An der Krippe.

Weihnachts-Transparent von Marie von Olfers. — Siehe Seite 188.

In jedem Jahre bietet die lebenswürdige Künstlerin einen sinnigen Schmuck für den Weihnachtstisch; — diesmal ist es ein kleines gemaltes Transparent; das aus Himmelsblau niederschwebende Christuskind und anbetende, um die Krippe gekniet Englein. Das Transparent mißt 40 cm Höhe zu 22 cm Breite und wird von schmaler, gelblicher Goldfärbung begrenzt. Auf weißem Zeichen-Carton Battmann ist die Malerei mit Aquarell-Farben ausgeführt; um aber den Körper des Christuskindes und die Köpfe der Engel durchsichtig leuchtend zu gestalten, wurde ein leichter Anstrich von Fixativ notwendig. Der Heiligenschein an den Köpfen, und die Strahlen, die von der Glorie des himmlischen Kindes ausgehen, sind perforirt, so daß das Licht hindurchscheint und der dunkle Himmel von hunderten von Sternlein funkelt. Die Blumen in den blonden Locken der Englein und die breiten Schärpen, welche ihre Gewänder zusammenhalten, zeigen die gleichen perforirten Contouren. E. J.

In neuen Jahrgänge unserer Zeitschrift wird eine Serie reich illustrierte Aufsätze „Die Mode im 19. Jahrhundert“ aus der Feder von Georg Puff veröffentlicht werden. Diese Aufsätze dürften alleseitig großes Interesse erregen.

Die Wandlungen der Mode innerhalb der letzten hundert Jahre werden erst verständlich unter Darlegung der politischen, geistigen und künstlerischen Strömungen, die sich während jener Zeit bemerkbar gemacht haben. Unter Berücksichtigung dieses Gesichtspunktes wird der Herr Verfasser die Entwicklung der Mode innerhalb des genannten



Scene aus den sieben Gaiseln.

Zeitraumes schildern, ihre Bedeutung als ein wichtiges cultur-geschichtliches Glied hervorhebend. Aber auch an wissenschaftlichen Einzelheiten aus dem schier unererschöpflichen Reichthum der Crachten des 19. Jahrhunderts wird es nicht fehlen, sodaß im Verein mit ausgezeichneten Illustrationen eine Fülle von Anregung.